

NORBERT BLÜM  
Ehrliche Arbeit



GOLDMANN  
Lesen erleben

### *Buch*

Der redlich arbeitende Mensch, nicht das kalte Kapital sollte im Mittelpunkt allen Wirtschaftens stehen. Dieser Grundsatz zieht sich wie ein roter Faden durch das Buch.

Was Norbert Blüm als »Angriff auf den Finanzkapitalismus und seine Raffgier« beschreibt, hat man selten von einem Unionspolitiker in dieser Deutlichkeit gelesen. Hier wird aber nicht nur abgerechnet, sondern um plausible Antworten auf brennende Fragen unserer Zeit gerungen. Ein leidenschaftliches Plädoyer für die notwendige Rückbesinnung auf die Kultur der ehrlichen Arbeit und damit auf die eigentliche Quelle der Wertschöpfung.

### *Autor*

Norbert Blüm, geboren 1935, Dr. phil., war von 1972–1981 und 1983–2002 Mitglied des Deutschen Bundestages und langjähriger Bundesvorsitzender der Sozialausschüsse der Christlich-Demokratischen Arbeitnehmerschaft; seit 1981 Mitglied des Präsidiums der CDU, 1982–1998 Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung, 1987–1999 Landesvorsitzender der CDU Nordrhein-Westfalen. Nach Beendigung seiner Politikerlaufbahn ist er in einen sehr aktiven Unruhestand getreten.

Norbert Blüm

---

Ehrliche Arbeit

Ein Angriff  
auf den Finanzkapitalismus  
und seine Raffgier

Mit einem Vorwort  
zur Taschenbuchausgabe

GOLDMANN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage  
Taschenbuchausgabe Februar 2013  
Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Copyright © 2011 der Originalausgabe  
by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,  
in Anlehnung an die Gestaltung der Originalausgabe  
Umschlagfoto: Robert Tönshoff, Foto-Studio-Südstadt, Bonn  
KF · Herstellung: Str.  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-442-15736-5  
[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für Brigitte Schreiber*





# Inhalt

Vorwort zur Taschenbuchausgabe .....	9
<b>Biografisches:</b> .....	13
<i>Mein Opel. Mein erster Arbeitsplatz</i>	
<b>I. Geld regiert die Welt</b> .....	19
1. Des Kaisers neue Kleider. Oder: Die Heuchelei der Finanzwelt ..	21
2. Die Preisfrage: »Geld – warum?« .....	43
3. Wirtschaft für Idioten. Was ist der Nutzen des Nutzens? .....	68
<b>Biografisches:</b> .....	89
<i>Die Würde der Arbeit oder die Ehre des Kellermeisters</i>	
<b>II. Ehrliche Arbeit</b> .....	93
1. Arbeit – Was ist das, was wir tun? .....	95
2. Geht uns die Arbeit aus? .....	141
3. Arbeit im Wandel – Chancen und Gefahren .....	161
4. Die Verflüssigung der Arbeit und die Verflüchtigung des Unternehmens .....	191
5. Das Regime des Managements. Oder: Das organisierte Insidergeschäft .....	215
6. Ist der Arbeiter Zulieferer und die Arbeit Zubehör? .....	223
7. Der Tod von Zeit und Raum .....	243
8. Die Hybris der Technokraten .....	256
9. Die Entpuppung der neuen Arbeit .....	266
<b>III. Der Kapitalismus hat seine beste Zeit hinter sich</b> .....	277
1. Arbeit und Eigentum .....	279
2. Arbeit und Sozialstaat .....	300
<b>Biografisches:</b> .....	347
<i>»Gretel, es war alles sehr schön«</i>	





## **Vorwort zur Taschenbuchausgabe**

Der globale Finanzkapitalismus hat sich seit dem Ausbruch der Krise 2008 zur Unkenntlichkeit verdeutlicht. In tausend Masken erscheint das Geld. Wobei der alte Geldschein der längst überlebte Ausdruck des Geldwertes ist. Derivate und Konsorten sind die neuen Geldmacher. Sie treiben ihr Versteckspiel auf den globalen Finanzmärkten, die selber ein virtuelles Gebilde sind.

Ein Gespenst geht um: die Märkte. Niemand weiß, wo sie wohnen und wie sie sind. Europa fällt in dunkle voraufklärerische Zeiten zurück. Die Märkte sind gefürchtet wie Gespenster. Sie sind anonym, wie der Kommunismus, den Karl Marx in seinem »Kommunistischen Manifest« 1848 als Gespenst an die Wand malte.

»Alle Mächte des alten Europa« zittern heute vor den Märkten wie einst vor dem Kommunismus. Werden die Märkte sich anschicken, die Welt zu erobern wie einst der Kommunismus? Und werden sie scheitern wie dieser: Vielleicht auch erst nach langer Zeit und schrecklichen Turbulenzen, oder geht es mit dem Kapitalismus schneller zu Ende als vormals mit dem Kommunismus. Manche Systeme brechen abrupt zusammen, andere verenden langsam und elend.

Kann man aus der Geschichte lernen und aus Erfahrung klüger werden? Noch sind die Märkte mächtig. Staaten liegen vor den Märkten auf den Knien und flehen um die Gnade der Marktgunst. Die 27 Regierungschefs verlassen ihre Brüsseler Sitzungen nicht

mit der Frage, »War es richtig, was wir beschlossen haben?«, sondern »Wie kommen unsere Beschlüsse bei den Märkten an?«.

Es ist für Europa scheinbar weniger wichtig, was politisch entschieden wird, als vielmehr, wie die Märkte darauf reagieren. 27 Regierungschefs der Staaten der Europäischen Union sind nicht so mächtig wie die drei großen Ratingagenturen, welche die globalen Marktsignale setzen und über wirtschaftlichen Tod oder Leben entscheiden.

Drei Ratingagenturen bestimmen, was alle spielen sollen. Verantwortlich sind die Ratingagenturen ihren Geldgebern, die Regierungen dagegen dem Volk, das sie gewählt hat. Globalisierung erzeugt einen Sog zur Rückentwicklung der Demokratie. Nicht eine »unsichtbare Hand« lenkt die Märkte, wie Adam Smith glaubte, sondern die harte Faust des Geldes dirigiert den Weltmarkt. Und der Geldhunger der Märkte scheint unersättlich. Dabei laben sich die Märkte vor allem an Kürzungen der Sozialleistungen. Das beflügelt ihr Gemüt und bringt es in wohlwollende Stimmung.

»Sparen« ist das Pseudonym für den Angriff auf den Geldbeutel der kleinen Leute. Griechenland ist nicht das Opfer von Rentnern, sondern die Beute derjenigen, die den Staat ruinierten, indem sie keine Steuern zahlten oder das Geld ins Ausland schafften.

So viele Rettungsschirme gibt es gar nicht, wie die Märkte Geld verschlingen. Der Geldmloch hat sich überfressen. Er kann die Geldmenge gar nicht mehr verdauen. Nun vagabundiert das Geld um den Erdball und sucht Anlageplätze, auf denen sie sich niederlassen können. Wasser, Agrarland, Sozialstaat, alles wird Spekulationsobjekt.

Es geht aber um die Rehabilitation der realen Arbeit, nicht um die Rendite von Geldanlagen. Mit Arbeit muss das Geld verdient werden, nicht mit Geld. Geld »arbeitet« nicht. Anstrengung

muss sich lohnen. Das gilt für die Arbeit der fleißigen Arbeiter wie für die Arbeit der anständigen Unternehmer. Unternehmen degenerieren mit Mann und Maus, mit Arbeit und Kapital, zu Filialen der Börse. »Cash« bestimmt den Wert des Unternehmens. Der Schein des Geldes muss wieder der Wirklichkeit der Arbeit weichen. Alles andere führt in den Ruin. Das Geld ruiniert sonst Arbeit und Eigentum.

Von der Achtung der Arbeit und der Anerkennung der Anstrengung handelt dieses Buch. Denn die Ursache der Krise ist keine wirtschaftliche, sondern eine kulturelle. Der Homo oeconomicus, der Heilige des Neoliberalismus, ist eine Kunstfigur. Und zudem ein egoistisches Ekel. Wo der Mensch Gehirnwindungen besitzt, befinden sich im Homo oeconomicus Geldrollen und an der Stelle der Herzkammer ein Tresor.

Gott sei Dank ist der Mensch nicht nur ein Vorteilsmaximierer. Der Homo sapiens erschöpft seinen Lebenssinn nicht im Geldzählen. Mit der Rehabilitation der Arbeit rettet der Mensch seine Überlegenheit über die Sachen.



## **Biografisches: Mein Opel. Mein erster Arbeitsplatz**

Mit 14 Jahren kam ich zu Opel. 1949. Das war wie ein Lottogewinn. Von 1.000 Bewerbern wurden 21 genommen. Ich war einer der Glücklichen. Es war ein kalter, nasser, trüber Oktobermorgen, als ich mit den 20 neuen Stiften um 6.30 Uhr am Opel-Hauptportal abgeholt und in die Lehrwerkstatt verfrachtet wurde. Mir kam es vor wie ein Gefangenentransport. Schnell wurde jedem von uns ein Spind im Waschraum zugeteilt. Nur eine kurze Zeit wurde uns eingeräumt zum Wechsel von der Bubenkleidung zum Blaumann, einer von meiner Mutter zusammengeflickten Arbeitsuniform. Dann stand ich vor einem Schraubstock, der viel zu hoch für mich war. Eine kleine Kiste schaffte Abhilfe und war fortan mein Standplatz in des Wortes wahrster Bedeutung. Auslauf: 60 cm nach links, 60 cm nach rechts, 60 cm nach hinten, 10 cm nach vorne. So stand ich mit einer großen Feile in beiden Händen vor einem U-Eisen, das zwischen den Backen des Schraubstocks eingeklemmt war. Es ist mir schwer gefallen. Feilen, wie die Väter feilten. 9 Stunden am Tag, 5 Tage in der Woche und jeden zweiten Samstag noch einmal 6 Stunden obendrauf. So war das mit der 48-Stunden-Woche damals. Blasen bildeten sich bald in meiner rechten Hand, die den Feilgriff umklammerte. Die Linke drückte auf das Feilblatt, welches ich schier unendlich und gleichmäßig stur gerade vorwärtsschieben und rückwärtsziehen musste. Von Sisyphos wusste ich noch nichts, aber seine Gefühle habe ich damals allesamt durchgemacht. Ein »verhaltensauffälliges Kind« mit großem Bewegungsdrang, das ich war – meine

Mutter nannte das »Flegel« –, in die Disziplin des Schraubstocks zu bringen, gleicht dem Zwang, den einstmals die Ruderer auf der Galeere erdulden mussten.

### *Kilian Lauck, der Gute*

Kilian Lauck, mein guter alter Lehrgeselle, immer einen großen Hut auf dem Kopf und mit einem kalten Zigarrenstummel im Mund bewaffnet, brachte mir den fachgerechten Umgang mit Feile, Hammer, Meißel, Bohrer etc. bei. Es war auch für ihn mühsam. »Herrgott«, höre ich ihn heute noch neben mir flüstern, »gib mir doch einen Fingerhut Geduld, bis der Bub endlich kapiert, was er kapiieren muss.« Und so machte er mir zum zehnten Mal vor, was ich schon neunmal nicht nachzumachen gekonnt hatte. Und wenn es dann beim elften Mal immer noch nicht klappte, gerieten seine Ratschläge immer mehr in die Nähe von Flüchen. Kilian Lauck bleibt mir in Erinnerung als ein herzensguter Mensch, von dem ich viel, viel gelernt habe, was ich im Leben gut gebrauchen konnte, auch wenn es später nicht mehr um's Feilen ging. Ich habe nämlich bei Lauck Ausdauer trainiert und Hartnäckigkeit gelernt: »Nur nicht aufgeben.« Dieses Studium hat mir im Leben mehr genutzt als die Universität. Ich hätte die Politik als Beruf nie überlebt, hätte ich nicht bei Opel in der Lehrwerkstatt Ausdauer geübt. Die freilich ist eine politische Tugend, die vom Aussterben bedroht ist. Denn wer nicht jeden Tag in Deutschland eine neue Idee verkündet, auch wenn er die von gestern noch nicht einmal versucht hat umzusetzen, gilt als einfallslos und verkalkt.

## *Karl Kirsch, der Unerschrockene*

Ich hatte Glück. Ich habe nicht nur zu meinem Lehrgesellen Kilian »hochgeguckt«, sondern später nach der Lehrzeit im Werkzeugbau auch zu meinem »Kolonnenführer« Karl Kirsch. Der »Kirsche Karl« war mein erster Vorarbeiter: Ein »Schwarzer«, also in der CDU wie ich, nebenbei noch Kirchenvorstandsmitglied in Heidesheim, seinem Heimatort, aus dem er jeden Morgen mit der Eisenbahn angereist kam. Ein »Schwarzer« im »roten« Werkzeugbau. Das war wie ein Eskimo in der Sahara. Ganz so war es dann doch nicht. Die roten Genossen wählten nämlich den schwarzen Karl in den Betriebsrat, in dem seinerzeit noch zehn Kommunisten saßen. Der Betriebsrat war kein Gesangverein, aber Karl hatte auch dort Autorität. Denn er war unbeirrbar gradlinig.

Eines frühen Morgens war Hallodria im Werkzeugbau. Die Nachtschicht hatte eine Ratte gefangen und in einen Kugelkäfig gesperrt. Mit dem Schweißbrenner jagten die Brutalinskis das arme schreiende Tier durch den Käfig. Zirkuslaune ringsum. Da erschien mein »Karl Kirsch« an der Hallentür des Werkzeugbaus. Ein Blick genügte ihm. Wie Zorro aus dem Nichts stand er plötzlich in der Mitte der Meute, schlug dem nächststehenden Tierquäler seine mit Butterbrot und Henkelmann gefüllte Aktentasche um die Ohren, drehte den Schweißbrenner ab, sprach kein Wort, drehte sich um und sah allen wutentbrannt in die Augen. Es wurde mucksmäuschenstill. Sie schämten sich und trottelten von dannen. Ich war stolz auf meinen »schwarzen Kirsche Karl«. Sein Mut vor geiler Meute ist tief in meine Erinnerung eingegraben.

## *Die »Opel-Familie«*

Wir Opelianer schimpften auf die Bosse an der Spitze der Firma. Das gehörte sich so. Ich habe dieses Spiel schon früh geübt, nämlich als Jugendvertreter. Aber wenn jemand draußen auf Opel und seine Chefs schimpfte, dann schlossen wir die Reihen und verteidigten alles, was mit Opel zu tun hatte. Wir waren Opelianer und wollten dazu gehören. Und selbst die, die als alte, aufmüpfige Rädelsführer im ganzen Werkzeugbau bekannt waren, überkam der Stolz, wenn ihnen zu ihrem Arbeitsjubiläum ein Fresskorb geschenkt wurde und eine Urkunde dazu, auf der ihre Betriebstreue gelobt wurde. Die Urkunde hing fortan über der Kommode im Wohnzimmer und neben der Urkunde das Bild, auf dem der Chef dem Jubiliar die Hand schüttelt.

Ja, wir Opelianer waren stolz auf unsere Firma. Ein Opel als Auto, das war das Ziel aller Kinder des Wirtschaftswunders in Rüsselsheim. Denn das Auto, das war die Erfüllung aller Wünsche, in der Nachkriegszeit nach der Fresswelle hatte es die Reise- welle ausgelöst. Wir jedenfalls, die Familie Blüm, reisten in jedem Sommer stolz über die wildesten Alpenpässe – vollgeladen mit Utensilien, vor allen Dingen Fressalien, denn meine arme, zarte Mutter Gretel glaubte anscheinend noch immer, es könnte unverhofft – vielleicht sogar im Urlaub – eine Hungersnot ausbrechen. Das Auto war der Nachkriegskinder liebstes Spielzeug, und für die Rüsselsheimer hieß dieses Transportmittel »Opel«. Selbst mein Onkel Adolf, Kommunist von Kindesbeinen bis an sein seliges Ende, aktiver Genosse in der Kommunistischen Betriebsgruppe der Firma Adam Opel AG, deren härtester Konkurrent die Christliche Betriebsgruppe war, der ich angehörte, selbst dieser antikapitalistische Kämpfer verehrte sein Auto mehr, als wir Katholiken die Knochen von Heiligen anbeten. Er pflegte sein Schmuckstück nahezu zärtlich. Samstags badete er sein Auto in



Schaum wie eine Mutter ihr Kind, massierte und polierte es sanft mit einem weichen Lederlappen. Im Winter bockte er es sogar auf, damit es sich nicht auf seinen Reifen müde stehen musste. Nach dem Zentralkomitee der Kommunistischen Partei, kurz vor oder nach seiner Frau – ich weiß es nicht genau –, war der Opel für Onkel Adolf das Schönste, was er im Leben besaß.

Als der erste »Olympia« vom Band lief, war an diesem Tag ganz Rüsselsheim gleichsam in einem großen Festzelt seliger Seelen vereint. Der Männergesangverein sang »Die Himmel rühmen«, der Bürgermeister sprach, der Opel-Chef auch, und wir Opelianer, Erbauer des Olympia Rekord, fühlten uns wie Olympia-Sieger.

Es war einmal ... Die Zeiten sind vorbei.



# **I. Geld regiert die Welt**



# 1. Des Kaisers neue Kleider. Oder: Die Heuchelei der Finanzwelt

Von allen Märchen, die meine Mutter mir erzählte, hat mir das Märchen von des Kaisers neuen Kleidern immer am meisten Spaß gemacht. Andere Geschichten beeindruckten mich zwar stärker. So hatte ich bei »Hänsel und Gretel« große Angst. Beim wechselvollen Schicksal des »Aschenputtel« zitterte ich buchstäblich mit. Und »Tischlein deck dich« befriedigte meine frühkindlichen Rachegelüste. Über die Blamage des eitlen Kaisers jedoch, der für schöne Kleider sein ganzes Geld ausgab und schließlich von zwei Betrügern reingelegt wurde, habe ich so laut gelacht wie bei keinem anderen Märchen. Schadenfreude über die Dummheit der Obrigkeit und Bewunderung für kecke Kinder, die unverhohlen die Wahrheit sagen, sind für mich bis heute die Quintessenz meines Lieblingsmärchens geblieben. Die Heuchelei der Diener, so lehrt es uns, ist das missratene Pendant einer bürgerlichen Selbstgefälligkeit, von der wir ab und zu in die Irre geführt werden. Auch die leichte Verführbarkeit des Volkes ist eine zeitlose Erfahrung – nicht nur im Märchen.

Schwankend zwischen Schein und Sein, entscheiden sich der Kaiser und sein Hofstaat für den Schein. Weil alle ihn für wirklich halten. Dabei ist der Trick der Betrüger im Grunde leicht zu durchschauen: Sie behaupten, ihre Kleider seien aus einem Stoff gefertigt, der »die wunderbare Eigenschaft besitzt, dass sie für jeden Menschen unsichtbar sind, der nicht für sein Amt taugt oder der unverzeihlich dumm« ist. Heute nennen sich diese Betrüger »Experten« oder »Lobbyisten«. Und wer ihrem Rat nicht

folgen will, den erklären sie ohne Umstände für unfähig oder nicht hinreichend sachkundig. Nur dass sie das meist vornehm »Beratungsresistenz« nennen.

Auch im Märchen fällt das Volk auf derlei Propaganda herein und bejubelt die Pracht der nicht vorhandenen Gewänder. Mehr noch: Es ist sozusagen das demokratische Plebiszit, das die Täuschung erst in eine vermeintliche Realität verwandelt. Wenn alle der Unwahrheit huldigen, verwandelt sie sich scheinbar in Wahrheit. Das ist das Betriebsgeheimnis der Meinungsforschung.

Die Betrüger hatten Kaiser und Volk richtig eingeschätzt. Keiner wollte als dumm, niemand als untauglich gelten. Vor die Wahl gestellt zu lügen oder sich eine derartige Blöße zu geben, entschieden sich fast alle für das Erstere. Auch das Volk, dem die Betrüger selbst ihren Bären gar nicht aufgebunden hatten, will nicht glauben, dass die Obrigkeit derart töricht sein kann. Obwohl der Kaiser unzweifelhaft im Adamskostüm über die Straße schreitet, murmeln die Leute am Straßenrand: »Wie unvergleichlich sind des Kaisers neue Kleider! Welche Schleppe er am Kleide hat! Wie schön sie sitzt!« Ja, ihre untertänige Bewunderung scheint mit der Dreistigkeit des Betrugs sogar noch zu wachsen. Und wäre »BILD« dabei gewesen, das Blatt hätte wahrscheinlich am lautesten die Kunst der Weber gefeiert – und dazu noch ein Exklusivinterview mit dem begeisterten Meister der Weberinnung veröffentlicht.

Alles klappt wie am Schnürchen und wie von den Betrügern geplant. Bis, ja bis zu dem Augenblick, in dem ein kleines Kind, das einfach seinen Augen traut, laut ausruft: »Aber er hat ja gar nichts an!«. Und also bald gehen auch dem Volk buchstäblich die Augen auf, und es erkennt, dass der Kaiser nackt ist. »BILD« würde nunmehr mit einer neuen Schlagzeile aufmachen: »Unfähiger Kaiser reingelegt!« Das Exklusivinterview würde der Reporter mit den Eltern des klugen Kindes führen.

Und der arme Kaiser und sein Hofstaat? Sie wissen natürlich sofort, dass das Kind recht hat. Aber was sollen sie machen? Sie müssen ihre seltsame Parade bis zum bitteren Ende durchstehen ...

## Die große Blamage

»Des Kaisers neue Kleider« ist die märchenhafte Antizipation der Finanzkrise 2008. Stellen wir uns vor, der Kaiser hätte Börsenanalysten, Bankexperten, Vertreter der Rating-Agenturen und seine klügsten Wirtschaftsprofessoren an die Börsen der Welt geschickt, um die allgemeine Wirtschaftslage und die globalen Konjunkturaussichten einzuschätzen. »Die Aussichten sind prima«, hätten sie allesamt gemeldet, »die Wirtschaft prosperiert.« Professor Hans-Werner Sinn, Krone der deutschen Nationalökonomie, hätte vermutlich sogar vor einer »Überhitzung der Konjunktur« gewarnt. Zu einem Zeitpunkt, als gar kein Feuer mehr im Ofen war.

Die globalen Wirtschaftshelden, die »Masters of the Universe«, sie haben die Weltöffentlichkeit, ihre Kunden und die Politik an der Nase herumgeführt: Noch am 12. März 2008 erklärte der Chef der Investmentbank Bear Stearns, Alan D. Schwartz, das Institut habe genügend Liquidität und man sei mit den Gewinnschätzungen der Analysten für das erste Quartal zufrieden. Gerüchte über Zahlungsschwierigkeiten seien »absolut lächerlich«. Acht Tage später musste die Bank mit Hilfe von Staatsgeldern gerettet und an den Konkurrenten JP Morgan verkauft werden.

Selbst Kanzlerinnen-Berater Josef Ackermann von der Deutschen Bank, der Mann mit den Super-Renditen, wusste es nicht besser. Er behauptete noch kurz vor der Pleite der Investmentbank Lehman Brothers, es gäbe keine systemischen Risiken in der Weltfinanzordnung. Inzwischen haben die angeblich gar

nicht vorhandenen Risiken einen weltweiten Wohlstandsverlust von mindestens 15 Billionen Dollar verursacht. Das ist ungefähr das 35-fache des deutschen Bundeshaushaltes. Island, Irland, Griechenland standen am Abgrund. In Portugal, Spanien, Italien proben die Spekulanten die Macht.

Die Staatenlenker der G7-Gruppe lobten noch zu Beginn des Jahres 2008 die robuste Weltkonjunktur. Mitte Juli 2008 erklärte das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung: »Der Aufschwung geht in die Verlängerung.« Das Hamburgische Weltwirtschaftsinstitut gab noch nach dem Zusammenbruch von Lehmann Brothers Entwarnung. Führende Mitarbeiter der IKB Deutsche Industriebank AG, in deren Aufsichtsrat Spitzenleute aus Politik und Wirtschaft saßen, überwiesen noch Geld an Lehman Brothers, als die Bank schon dichtgemacht hatte. Die internationale Finanzelite war derart unvorbereitet auf eine drohende »Kernschmelze« der Geld- und Kreditmärkte, dass sie sie nicht einmal bemerkte, als diese in vollem Gange war. Was aber soll man von Leuten halten, die in hohepriesterlichem Ton blumige »Prognosen« verkünden – und nicht einmal gegenwärtige und zurückliegende Entwicklungen richtig einschätzen können? Niemand von diesen gescheiterten Leuten hat das Desaster kommen sehen. Alle verließen sich darauf, was die anderen gesagt hatten, um selber nicht als dumm zu gelten – ganz so wie am Hofe des Kaisers.

Nie hat sich eine Zunft, die beansprucht, eine strenge Wissenschaft zu vertreten, mehr blamiert als die Ökonomen. Ihre Auskünfte entpuppten sich als ähnlich seriös wie die von Astrologen. Eine alte Spekulantenweisheit besagt, dass man dann besser ist als die anderen, wenn sich 51 Prozent der eigenen Entscheidungen als richtig erweisen. Was diese Weisheit unterschlägt: Auf dieselbe Quote kann man auch kommen, wenn man einen Gorilla mit Pfeilen auf eine Zielscheibe werfen lässt. Oder wenn man seine



»Prognosen« mit Hilfe einer Glaskugel ermittelt. Es gibt auch sonst viel Ähnlichkeit zwischen modernen Wirtschaftsexperten und mittelalterlichen Hofschranzen. So erfüllen sie weitgehend jene Funktion, welche einst die Hofastrologen für einen Fürsten hatten. Deren Platz in der höfischen Hierarchie befand sich allerdings üblicherweise in der Nähe der Hofnarren.

Die Koryphäen der Wirtschaftswissenschaft und die journalistischen Deuter der Weltwirtschaft hatten vor dem Sommer 2007 keinen blassen Dunst von dem, was sich zum größten finanzwirtschaftlichen GAU aller Zeiten entwickeln sollte. Als der GAU dann eintrat, waren die Marktideologen am Ende ihres Lateins und riefen entgegen all ihren Glaubenssätzen nach dem Staat. Nicht die Selbstheilungskräfte des Marktes, sondern »eine ganze Reihe von hoheitlichen Gewaltakten«, so der SZ-Journalist Thomas Steinfeld, verhinderte das Schlimmste.

Was tun mit diesen Wirtschaftswissenschaftlern? Dass sie »nicht wissen, was sie nicht wissen können«, wie der Ökonom John Gray (1724–1811) einmal über seine Zunft bemerkte, kann man ihnen nicht vorwerfen. Dass sie aber nicht wissen, dass sie nicht alles wissen können, ist schuldhaftes Arroganz. Es war die Anmaßung der Volkswirtschaftslehre, sich als exakte Wissenschaft zu gebärden, welche das Desaster der Wissenschaft von der Wirtschaft auslöste. Wirtschaft ist Menschengeschäft. Und Menschen bleiben nun einmal ihrem Wesen nach weitgehend unberechenbar.

Der Grundirrtum der neoliberalen Wortführer vom Typ des Nobelpreisträgers Gary Stanley Becker ist, dass sie einem imperialistischen Rationalismus frönen, »der alles menschliche Handeln nach Maßstäben bewusster Entscheidungen zu beschreiben versucht – Kategorien, die nicht einmal dann gelten, wenn man sie nur auf das Verhalten am Markt bezieht« (John Gray). Der Mensch, so diese Denkweise, ist immer ein rationaler

Nutzenmaximierer. Dass er sich meist aufgrund eher dünner Informationen oder gar aufgrund rein emotionaler Antriebe für oder gegen etwas entscheidet, wird weitgehend ausgeblendet. Eine solche Wirtschaftswissenschaft bleibt deshalb auf Distanz zu gesellschaftlichem und politischem Denken. Beides könnte ja die Reinheit des Rechnens beschmutzen. »Vernunft ist Rechnen«, hatte der Philosoph Thomas Hobbes behauptet. Gleichzeitig hatte er die Behauptung aufgestellt, der Mensch sei des Menschen Wolf (Homo homini lupus). So gesehen wäre der Mensch das Tier, das ständig kalkuliert, wie es seinem Nächsten so schaden kann, dass für ihn das Meiste dabei herauspringt. Ein trostloses, zudem auch noch wissenschaftlich völlig überholtes Menschenbild.

Nicht minder versagt haben die Orakel der Hochfinanz: Die drei großen Rating-Agenturen Moody's, Standard & Poor und Fitch sind so etwas wie globale Platzanweiser der Finanzmärkte. Sie entscheiden über die Kreditwürdigkeit von Banken, Unternehmen und Staaten. Und sie bewerten achtzig Prozent der weltweiten Kapitalflüsse. Dabei versahen sie faule Kredite noch mit Auszeichnungen, als der erste Gestank bereits aus den Luftblasen der Börsenspekulation entwichen war.

Der kalifornische Pensionsfonds Calpers zum Beispiel verlor mit Papieren, denen die Rating-Agenturen höchste Bonität attestiert hatten, eine Milliarde Dollar. Jochen Sanio, Präsident der Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht (BaFin), nannte die privaten Rating-Agenturen zu Recht »eine der größten unkontrollierten Machtstrukturen im Weltfinanzsystem«.

Ludwig Erhard besaß – Gott sei Dank – eine ausgeprägte Abneigung gegen die mathematisierte Volkswirtschaftslehre. Mit ihrer Hilfe hätte er weder die Währungsreform zum Erfolg geführt noch soziale Marktwirtschaft in der Bundesrepublik durchgesetzt. Erhard stützte sich stattdessen lieber auf Alfred Müller-Armack, der den Begriff »soziale Marktwirtschaft« als

Erster geprägt hat. Der Nationalökonom war von Haus aus Religionssoziologe.

## **Die Liturgie der Globalisierung**

Wie einstmals am Hofe des eitlen, modesüchtigen Kaisers redeten auf dem internationalen Parkett der wirtschaftlichen und politischen Eliten alle lange einander nach dem Munde. Wer als gescheit gelten wollte, malte die Globalisierung in goldenen Farben. Die heilige Trinität der Weltreligion des Finanzkapitalismus hieß Deregulierung, Privatisierung und Kostensenkung. Dieser dreieinige Fetisch wurde verehrt wie einst in der Französischen Revolution die Göttin der Vernunft. In deren Namen hatte sich zunächst das Bürgertum von den Fesseln einer überkommenen Feudalwirtschaft befreit. Dann köpften Robespierre und seine Gefolgsleute in ihrem Namen erst die Vertreter der alten Ordnung, anschließend alle anderen, die nicht bis aufs i-Tüpfelchen nach dem jakobinischen Katechismus beten wollten. Am Ende verwüstete Napoleon in ihrem Namen halb Europa.

Gewiss, die Kardinalskollegien des Kapitalismus verzichteten auf Scheiterhaufen, Schafott und militärische Schlachten. Sie exkommunizieren ihre Widersacher vielmehr, indem sie die von Menschen gemachten Regeln und Strukturen unserer Weltwirtschaft zu höheren Mächten oder gar zu einer Art von Naturgesetzen erklären. Gegen diese sich widersetzen zu können, das glauben natürlich nur Dummköpfe oder Demagogen.

Also zelebrierten die neoliberalen Ökonomen die Liturgie der Liberalisierung, bis auch die letzten Entscheidungsträger in Politik und Wirtschaft die Regeln der Finanzmärkte für den einzig wahren Glauben hielten. Ganze Regierungen fühlten sich geschmeichelt, wenn sie von Experten und Kommissionen gelobt wurden, die sie zuvor selbst eingesetzt hatten. Immer mehr Re-

geln wurden immer schneller aufgehoben, auf dass sich die Spekulanten ungehemmt Bahn brechen konnten. Jedes halbwegs entwickelte Industrieland kannte irgendwann keine Parteien mehr, sondern nur noch Propheten des unregulierten Geldflusses. Ein sozialdemokratischer Bundeskanzler wie Gerhard Schröder oder ein Labour-Premier wie Tony Blair entpuppten sich als neoliberale Musterschüler. Schröder ließ sich etwa von der Finanzlobby die Börsenumsatzsteuern ausreden. Das sollte den Finanzplatz Deutschland, Hauptstadt Frankfurt, stärken. Der Finanzplatz London floriert trotz Börsenumsatzsteuer. Babynahrung, Hundefutter, Medikamente, Bücher: Für alles erheben wir Umsatzsteuer, aber wir weigern uns, diese für Finanztransaktionen zu erheben, selbst wenn diese giftig sind.

Nicht einmal die traditionell wirtschaftskritischen Grünen wagten noch zu widersprechen, als in Deutschland ausgerechnet eine rot-grüne Koalition den Verkauf von Unternehmensanteilen von der Steuer befreite, und damit dem Getriebe des Aktienhandels ein bis dato ungeahntes Schmiermittel verschaffte. Banken, die über Jahrzehnte als Anteilseigner wie als Kreditgeber die inländische Wirtschaft mit produktivem Kapital versorgt hatten, trennten sich binnen Wochen von ihren Beteiligungen, als handle es sich um faules Obst. Damit bekamen sie die Hände frei für das scheinbar lukrativere globale Investment-Banking. Zusammen mit ihrer traditionellen Stellung in der »Deutschland-AG« verloren sie dabei allerdings ihre unternehmerische Bodenhaftung und ihren praktischen Sachverstand. Irgendwie konnte man es den Bankvorständen zunächst nicht mal verübeln, dass ihnen Eigenkapitalrenditen von 25 Prozent und mehr seliger waren als solide, realwirtschaftliche Investitionen, die sich mit 5 Prozent per annum verzinsen.

Doch dass phantastische Gewinnaussichten stets mit ebenso phantastischen Risiken behaftet sind, wurde munter verdrängt. Je höher die Coupons undurchsichtiger Finanzprodukte und windi-

ger Wettscheine notierten, umso lauter piff die Internationale der Investment- und Hedgefonds-Manager, der Bankvorstände und Börsengurus das Lied der freien Finanzmärkte. Am Ende stimmten selbst solche Manager und Unternehmer in den Chor ein, die im Grunde wussten, dass sie mit ihrem Stammgeschäft bei der Rendite-Rallye kaum würden mithalten können. Kein Wunder, dass sich am Ende auch viele konservative Finanzvorstände an den Börsen verzockten, um ihren von Gier geblendeten Aktionären zum Jahresende möglichst aufgeblähte Bilanzen präsentieren zu können. Ja sogar biedere Stadtkämmerer schlitterten plötzlich über die Parketts, weil sie hofften, durch Privatisierung von Tafelsilber oder mithilfe waghalsiger Kreditpapiere ihre drückenden Schulden im Schnellverfahren loszuwerden.

Befeuert wurde die Blasenwirtschaft von einer pseudo-ökonomischen Geschwätzigkeit ohne Maß und tieferen Sinn. Das atemlose Börsenfernsehen der privaten Nachrichtensender wurde zum Muster fast der gesamten Wirtschaftsberichterstattung. Statt Zusammenhänge zu erläutern, setzt dieser Ad-hoc-Journalismus auf eine Häppchenkost, deren Verfallsdatum immer mehr dem gleicht, was auch »die Märkte treibt«: PR-Luftballons von Unternehmen, Parkettgerüchte und halbgeare Einschätzungen von »Analysten«, deren Brötchengeber ihr Geld mit exakt den Papieren verdienen, die sie gerade vor laufender Kamera anpreisen. Am unteren Bildrand laufen derweil Kurse und Katastrophennachrichten nebeneinander her, als sei das alles ein und dasselbe. Zeitweise lagen an den Kiosken mehr Zeitschriften mit Wörtern wie »Money« und »Investor« im Titel aus als Klatschblätter oder Sportzeitschriften. Studienräte drängelten sich zu Hunderten in »Anlegerseminaren«. Und vom ursprünglich verschwiegenen, exklusiven »Weltwirtschaftsforum« im Schweizer Nobelkurort Davos wurde berichtet wie von einem Gipfeltreffen bedeutender Staatsmänner – nicht zuletzt, weil immer mehr Politiker die Ge-

legenheit beim Schopfe ergriffen, sich im Licht der internationalen Managementelite zu sonnen. Wirtschaft – von Weltmarktfans meist »Business« genannt – als globales Event.

## **Finanzkapitalismus als Hochstapelei**

Die hektische Partylaune, die da verbreitet wurde, hätte man zur Not noch ertragen. Immerhin wurden von der Regierung ja nicht vier Stunden n-tv pro Tag oder das Abonnement eines Börsenbriefes zur Bürgerpflicht erklärt. Doch leider fielen auch die meisten Hemmungen, die die eigentliche Wirtschaft vor Exzessen schützen sollen. Zum Beispiel die einfache Regel, dass man eigentlich nur so viel ausgeben darf, wie man eingenommen hat; jedenfalls nicht mehr, als man einigermaßen überschauen kann. Der Kredithunger entfernte sich stattdessen völlig aus der Reichweite der Rückzahlungsmöglichkeiten. Vor allem das Leistungsbilanz- und das Haushaltsdefizit der USA saugten Geld aus aller Welt an. Neue Finanzinstrumente, Derivate genannt, die niemand mehr durchschaute, dazu Institute wie Hedge-Fonds und Private Equity-Fonds verstärkten den Finanz-Tsunami.

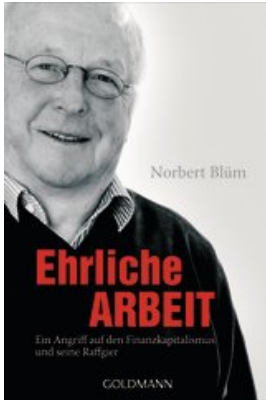
Der Finanzkapitalismus verwandelte sich mehr und mehr in eine Illusionswelt, in der die Herstellung nützlicher Güter und die Erbringung von Dienstleistungen mit dem verwechselt wurden, was doch eigentlich nur Mittel zum realwirtschaftlichen Zweck ist: Geld. Keine Frage, dass jede wirtschaftliche Transaktion Geldflüsse erzeugt. Keine Frage auch, dass in einer hochgradig arbeitsteiligen Weltwirtschaft viele Schritte zwischen Hersteller und Kunde mit Krediten zwischenfinanziert werden müssen. Doch die Finanzmärkte erlaubten dem Kredit ein derart unkontrolliertes Eigenleben, dass er schließlich in ein reines Credo zurückverwandelt wurde. Irgendwann überstieg die Summe der weltweiten Finanztransaktionen die des Welthandels um mehr

als das Hundertfache. Erwartungen wurden für Wirklichkeit gehalten. Illusion, Hoffnung und Erwartung stapelten sich wechselseitig hoch.

Kredite sind Erwartungen an die Zukunft. Eine Bank leiht einem Unternehmen Geld, weil sie von seiner Geschäftsidee überzeugt ist. Sie rechnet mit künftigen Erlösen, aus denen die Schulden bedient werden, und mit Gewinnen, von denen sich ein vernünftiger Zins abzwacken lässt. Eine Bank leiht Ihnen oder mir Geld, weil sie immerhin darauf hoffen kann, dass wir mit ehrlicher Arbeit absehbar genug verdienen werden, um den Kredit zu tilgen – selbst wenn wir ihn für ein Sofa oder eine schöne Reise aufnehmen – sprich: zur Finanzierung von Konsum statt von Investitionen.

Doch Erwartungen, die an keine realen Wahrscheinlichkeiten mehr gebunden sind, gleichen dem Geld, hinter dem keine Arbeit steht. Sie sind im Grunde Träume. Hohlräume, die sich mit Luft füllen. Zirkusclowns produzieren mit einer speziellen Lauge riesige, bunt glitzernde Seifenblasen. Banken, Fonds und Investment-Gesellschaften produzierten mit viel spezielleren Tricks riesige Finanzblasen. Beiden Arten von Blasen ist freilich eines gemeinsam: Sie steigen in die Luft, das erstaunte Publikum ruft laut »Ah!« und »Oh!« – bis die Blase platzt.

Im Zirkus geben wir uns allzu gerne dem schönen Schein hin. Doch leider tat auch in der Finanzblasenwelt jeder so, als hätte er das Schauspiel zum ersten Mal erlebt. Dabei platzen Finanzblasen in regelmäßigen Abständen und mit der gleichen Zuverlässigkeit wie die Seifenblasen im Zirkus. John Kenneth Galbraith, verstorbener Altmeister der amerikanischen Wirtschaftswissenschaften, meinte einst, das Gedächtnis reiche in der Finanzwelt lediglich zwanzig Jahre zurück. Galbraith hat das Erinnerungsvermögen der Ökonomen wohl überschätzt. Der Abstand zwischen der Internet- und der Hypothekenblase war nicht einmal halb so groß.



Norbert Blüm

**Ehrliche Arbeit**

Ein Angriff auf den Finanzkapitalismus und seine Raffgier

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-15736-5

Goldmann

Erscheinungstermin: Januar 2013

Ein leidenschaftliches Plädoyer für ehrliche Arbeit

Geld regiert die Welt. Doch Geld alleine kann keine Werte schaffen, der »Handel mit Seifenblasen« am Kapitalmarkt ruiniert die Realwirtschaft. Norbert Blüm ist ein Freund deutlicher Worte und als gelernter Werkzeugmacher weiß er, wovon er spricht, wenn er über Arbeit redet. Der frühere Bundesarbeitsminister legt hier eine kluge Analyse unserer modernen Wirtschaftswelt vor und wagt mutige Prognosen darüber, wie ein tragfähiges Zukunftskonzept aussehen muss.